

Auch wenn die bevorstehenden Feiertage im „Corona-Jahr“ möglicherweise anders ausfallen werden als gewohnt, freuen sich viele Menschen spätestens jetzt auf die Zeit mit der Familie. Früher galt das auch für Claudia und Wolfgang Siewert. Doch seit sechs Jahren gibt es für das Ehepaar keine frohe Weihnacht mehr. Ein schwerer Auto-unfall riss ihre Tochter Simone am 23. Dezember 2014 aus dem Leben. Das Fest der Liebe ist für die Siewerts seitdem eine Zeit der tiefen Trauer. Und doch finden sie bis heute Trost in einer Entscheidung ihrer Tochter, die weit über deren Tod hinaus wirkt: Die 20-Jährige spendete ihre Organe.

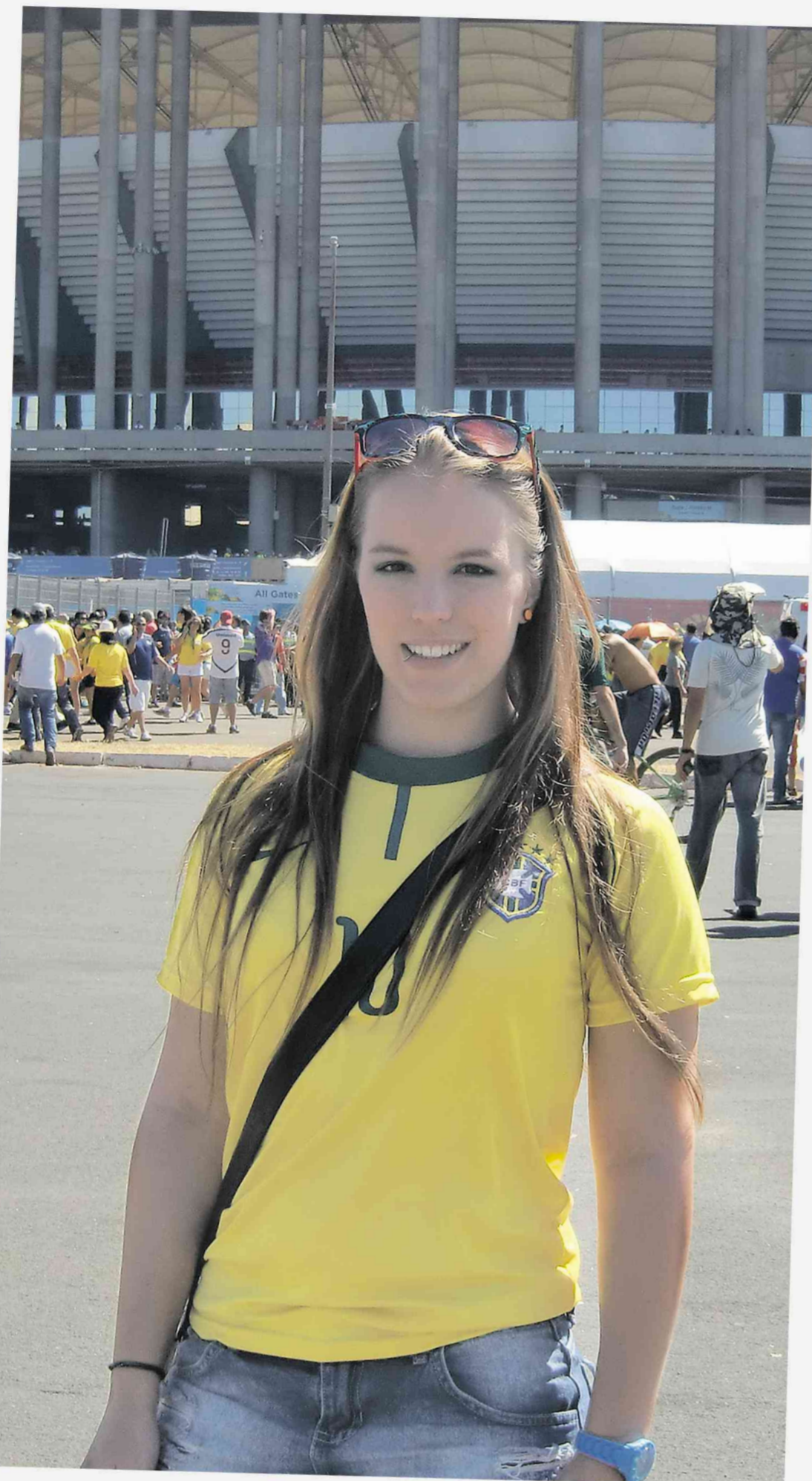
Am Tag vor Heiligabend haben Claudia und Simone Siewert Zeit für ein gemeinsames Frühstück. Es gibt Kaffee und Kakao, Toast, Marmelade und Honig. In diesem Winter hat es noch nicht geschneit in Herbertingen, einem Örtchen rund 60 Kilometer nördlich des Bodensees. Aber rund ums Einfamilienhaus der Siewerts glitzert Rauhreif in der Sonne. Simone hat in diesem Jahr mehr Hitze als Kälte erlebt. Sie war ein Jahr lang in Brasilien, kam wenige Tage vor ihrem Geburtstag am 14. August zurück nach Deutschland.

Als sie im August 2013 nach Brasilien aufgebrochen war, hatte sie sich kaum noch einmal zu ihren Eltern umgedreht, als diese sie am Flughafen in Stuttgart verabschiedeten. „Wir standen da und haben uns die Augen aus dem Kopf geheult“, erzählt die Mutter. „Sie hingegen hat einmal gewunken, als würde sie für ein paar Tage nach Mallorca fliegen.“ So kennen Siewerts ihre mittlere Tochter, die zwei Jahre jünger als Bruder Daniel und sechs Jahre älter als Schwester Luisa ist. „Für uns als Eltern war sie das schwierigste Kind. Sie hat uns sehr gefordert.“

Schon als kleines Mädchen ist Simone eigensinnig. Claudia Siewert erinnert sich: „Wenn alle ja gesagt haben, hat sie grundsätzlich nein gesagt.“ Was sich Simone in den Kopf setzt, zieht sie durch. Im Sport – sie macht Triathlon, Kickboxen, Badminton – geht es ihr immer um Kampf und Sieg. Gleichzeitig versammelt sie Menschen um sich, die Hilfe brauchen. Die aus einem weniger stabilen Umfeld kommen als sie selbst. „Sie hat sich um die Schwächeren gekümmert“, sagt Wolfgang Siewert. Der 57-Jährige sitzt während des Skype-Gesprächs neben seiner vier Jahre jüngeren Frau im Esszimmer. Meistens spricht sie, er ergänzt.

Nach ihrem Realabschluss macht Simone eine Ausbildung zur Fachangestellten für Bäderbetriebe. Gegen Ende der Ausbildungszeit eröffnet sie ihrer Mutter nebenbei: „Danach gehe ich nach Afrika.“ Simone will auf eigene Faust losziehen, doch das lehnen ihre Eltern ab. Sie soll sich eine Organisation suchen und die Zeit nicht nur reisend, sondern sinnstiftend verbringen. Zehn Kilometer entfernt von Herbertingen liegt das Franziskanerinnen-Kloster Sießen. Es unterhält Missionarsprojekte in Afrika und Südamerika und sucht Helfer für ein Jahr. Claudia Siewert begleitet ihre Tochter zum Vorstellungstermin. „Ich habe draußen gewartet. Als Simone rauskommt, sagt sie: Ich gehe nicht nach Afrika.“ Die Mutter will gerade schon erleichtert durchatmen, denkt, die Idee habe sich erledigt. Aber dann eröffnet ihr Simone, dass sie in Brasilien in einem Projekt mit drogenabhängigen Frauen arbeiten wird. Mal wieder sucht sie sich das Extrem aus.

Dieses Extrem bringt die taffe Simone jedoch gewaltig an ihre Grenzen. Sie lebt mit den brasilianischen Frauen auf einer Hacienda fernab der Straße, sollen in der Gemeinschaft ihre Drogenabhängigkeit überwinden. Es gibt keine Privatsphäre, kaum Hygiene. Bei ihrer Ankunft spricht Simone nur ein paar Brocken Portugiesisch. Handys sind verboten. Nur einmal im Monat darf Simone



Simone Siewert 2014 in Brasilien: Ein Jahr lang arbeitete sie in einem Hilfsprojekt mit. Und erlebte die Fußball-WM.
Foto privat

Fünf geschenkte Leben

Eine andere Art von Weihnachtsgeschichte: Eine junge Frau verunglückt am 23. Dezember. Sie spendet ihre Organe. Die Eltern ziehen Trost aus der Entscheidung ihrer Tochter.

Von Eva Schläfer



„Das war der absolut richtige Weg“: Simones Eltern am Kloster Sießen; hier fand auch die Trauerfeier für die Tochter statt.
Foto Philipp von Dinfurth

mit ihrer Familie skypen. „Als wir sie das erste Mal auf dem Bildschirm hatten, wussten wir: Oha, das wird schwierig für sie“, erzählt Claudia Siewert. „Wir haben ihr gesagt: Du kannst jederzeit heimkommen.“

Aber Simone beißt sich durch, gibt nicht auf. Im Laufe des Jahres merken ihre Eltern in den Anrufen und in Briefen, wie sich Simones Haltung ihnen gegenüber verändert. „Sie hatte begriffen, wie gut es ihr zu Hause geht, wie schön sie es daheim hat, was wir ihr wert sind“, sagt ihre Mutter. Und der Vater glaubt: „Sie hatte unseren Zusammenhalt zu schätzen gelernt.“

Nach Simones Rückkehr erleben die Eltern sie verwandelt. Sie ist herzlich und dankbar für kleine Dinge. Das Jahr in der Ferne hat sie reifen lassen. In Familie Siewerts Leben spielen Religion und Glauben keine wichtige Rolle. In Brasilien aber findet Simone ihren Platz. Und ihren Gott, glaubt die Mutter. Nach der Heimkehr zeigt Simone ihren Eltern ein Tattoo. Oberhalb ihrer Hüfte steht in Portugiesisch: „Sende dein Licht und deine Wahrheit, dass sie mich führen zu deinem heiligen Berg und zu deiner heiligen Wohnung.“ Diesen Auszug aus Psalm 43 hatte sie sich heimlich vor der Abreise stechen lassen. Jetzt ist sie ihren Eltern so nahe, dass sie das Tattoo mit ihnen teilen möchte.

„Diese viereinhalb Monate waren ein riesiges Geschenk“, sagt Claudia Siewert und lächelt. Das tut sie während des Gesprächs häufig. Einige Male füllen sich ihre Augen aber auch mit Tränen.

Viereinhalb Monate – das ist die Zeitspanne, die den Eltern nach Simones Rückkehr mit ihrem Kind bleibt. Am 23. Dezember 2014 klingelt ins Frühstück von Mutter und Tochter hinein das Telefon. Am anderen Ende ist die Therme in Biberach, in der Simone arbeitet: Jemand ist ausgefallen, ob Simone schon jetzt statt erst am Nachmittag ihren Dienst antreten könne? Sie kann. Simone packt ihre Sachen, verlässt das Haus. Ihre Mutter schaut ihr nach, sieht, wie Simone ums Auto herumhüpft und Reif von den Scheiben kratzt. Sie winkt ihrer Mutter zu, steigt ein und fährt los. Claudia Siewert denkt, wie sehr sie sich darauf freut, dass sie das Fest dieses Jahr wieder alle gemeinsam verbringen können. Der Weihnachtsbaum ist schon aufgestellt. Die Geschenke, die Simone für Eltern und Geschwister besorgt hat, liegen verpackt darunter.

Dann läutet das Telefon abermals. Der Arbeitskollege fragt, wo Simone bleibe. Claudia Siewert ist sofort klar, dass etwas passiert sein muss. Kurz darauf hört sie eine Autotür vor dem Haus zuschlagen, denkt, ihre Tochter kommt zurück. Doch es sind zwei Polizisten, die ihr sagen, dass Simone einen schweren Verkehrsunfall hatte. Sie alarmiert ihren Mann auf der Arbeit; beide fahren ins Krankenhaus nach Ravensburg. Dorthin ist Simone per Hubschrauber geflogen worden, bewusstlos. Ein Autofahrer hatte beim Abbiegen auf einer Bundesstraße ihren Wagen übersehen. Beim Aufprall öffnete sich der Airbag, aber der Kopf der 20-Jährigen prallte daran vorbei gegen die A-Säule.

In der Klinik angekommen, sehen die Eltern eine äußerlich unverletzte Simone, glauben zunächst, dass es nichts wirklich Schlimmes sein kann. Dann aber treffen sie auf einen Arzt, der ihnen eröffnet, dass ihre Tochter ein Schädel-Hirn-Trauma davongetragen und massive Gehirnblutungen erlitten hat. Als sie ihr Kind an diesem Abend verlassen, wissen sie, dass Simone nicht überleben wird. Bereits an diesem Tag informieren sie die Ärzte, dass Simone auf ihrem Organspendeausweis angekreuzt hat, dass sie ihre Organe spenden möchte. Sie hatte ihn zwei Jahre zuvor ausgefüllt, als sie das erste Mal zur Blutspende ging. An Heiligabend bringen Siewerts den Ausweis mit ins Krankenhaus. Und erleben erleichterte Ärzte, die sich möglicherweise gar nicht getraut hätten, die Eltern auf die Option einer Organspende anzusprechen.

In Deutschland ist die Voraussetzung dafür das Eintreten des Hirntods, an dem pro Jahr etwa 4000 Menschen sterben. Das ist eine überschaubare Zahl, die sich weiter reduziert, da nicht alle Hirntoten als potentielle Organspender in Frage kommen und auch nicht alle, die in Frage kämen, von den Ärzten auf den Intensivstationen identifiziert werden.

Zudem äußern sich viele Menschen zu Lebzeiten nicht dazu, was mit ihren Organen passieren soll. Liegt kein Organspendeausweis vor, fühlen sich viele Angehörige in dieser überfordernden Situation nicht in

Fortsetzung auf der folgenden Seite

AM RANDE DER GESELLSCHAFT

VON HAUCK & BAUER



FORTSETZUNG VON SEITE 11

Fünf geschenkte Leben

der Lage, eine Entscheidung zu fällen, und lehnen eine Organspende ab. Rund 9000 schwerkranke Patienten warten auf eine Transplantation; jeden Tag sterben drei von ihnen.

„Bis heute bin ich überzeugt, dass das der absolut richtige Weg war“, sagt Claudia Siewert. Ihr Mann pflichtet ihr bei. Und ärgert sich darüber, dass auch bei einer eindeutigen Willenserklärung pro Organspende diese unbeachtet bleibt, wenn die Angehörigen des Verstorbenen sie ablehnen.

Am 24. Dezember kommen Simones Geschwister Daniel und Luisa und eine Freundin von ihr mit ins Krankenhaus. Am ersten Weihnachtsfeiertag – vormittags haben zwei Ärzte unabhängig voneinander den Hirntod festgestellt – versammelt sich die Familie, um sich von Simone zu verabschieden. 18 Personen halten sich teilweise in ihrem Krankenzimmer auf. Das Personal kümmert sich rührend um die vielen Besucher. Und um die Patientin. Als Siewerts eintreffen, hat eine Pflegerin Simones lange blonde Haare kunstvoll zu einem Zopf geflochten.

In der Nacht vom 25. auf den 26. Dezember werden Simone sechs Organe entnommen: Herz, Lunge, Leber, beide Nieren und die Bauchspeicheldrüse. Ihre Eltern konzentrieren sich von diesem Zeitpunkt an darauf, „einen Weg zu finden, wie wir den Verlust überleben“. So formuliert es Claudia Siewert.

Dabei hilft ihnen, dass sie einige Wochen nach Simones Tod Post von der Deutschen Stiftung Organtransplantation (DSO) erhalten. Die Stiftung ist für den Ablauf von Organspenden in Deutschland zuständig und kümmert sich auch um die Angehörigen von Spendern. Die DSO schreibt, dass Bauchspeicheldrüse und eine Niere gemeinsam einer Person transplantiert wurden, die anderen Organe an vier weitere Empfänger gingen. Alle seien wohl. Sehr viel mehr Informationen sind laut Gesetz nicht erlaubt. Was Simones Eltern aber noch erfahren: „In diesem Brief stand, dass das 15-jährige Mädchen, das das Herz bekommen hat, eine Lebenserwartung von nur noch wenigen Wochen hatte“, sagt Simones Vater. Man sieht ihm an, wie ihn das heute noch bewegt.

In der jüngsten Mitteilung der DSO vor zwei Wochen lesen Siewerts, dass diese junge Frau seit Ende 2019 wieder gesundheitliche Probleme hat und abermals auf der Warteliste für eine Transplantation steht. Zudem ist im Verlauf dieses Jahres die Empfängerin der einen Niere verstorben, jedoch nicht aufgrund des transplantierten Organs. Den anderen drei Empfängern geht es kurz vor ihrem sechsten „zweiten Geburtstag“ gut.

Ein Jahr nach Simones Tod verfassten Siewerts Briefe an die Organempfänger, die die DSO weiterleitete. Siewerts sprachen darin ihre Hoffnung aus, dass die Empfänger ihr Leben genießen mögen. Und teilten ihnen mit, dass es ihnen gut tue, zu wissen, dass die fremden Menschen weiterleben können. „Darauf haben wir zwei liebe Briefe zurückbekommen“, erzählt Claudia Siewert. „Für uns war es ganz arg schön, zu lesen, dass diese Menschen so gut umgehen mit Simones Organen. Das empfinden wir als Geschenk.“

An Weihnachten feiern die Menschen, dass ein Kind geboren wurde. Für Claudia und Wolfgang Siewert hingegen jährt sich mittlerweile das sechste Weihnachten, an dem ihr Kind gestorben ist. Wer kurz vor den Feiertagen bei den Siewerts vorbeikommt und ihre Geschichte nicht kennt, könnte meinen, hier freue sich eine unbeschwerte Familie auf das gemeinsame Fest. Es gibt selbstgebackene Plätzchen, im Wohnzimmer steht ein geschmückter Baum, und auch rund ums Haus ist dekoriert. Daniel und Luisa wünschen sich das so. „Aber innerlich ist Tumult“, sagt Claudia Siewert. An jedem 23. Dezember der vergangenen fünf Jahre schaute sie dauernd auf die Uhr und überlegte, wie es ihnen 2014 um diese Zeit ging, was zu dieser Zeit gerade passiert war. Heiligabend bringen sie irgendwie hinter sich. Doch erst, wenn der 25. überstanden ist und sie im Friedwald waren, in dem die Urne mit der Asche ihrer Tochter am Fuße einer Buche bestattet ist, dann können Siewerts wieder durchatmen. Und Kraft aus Simones Akt ziehen, der andere Menschen hat weiterleben lassen.



„Ich bin ein lustvoll Getriebener“

Zum Ende des Beethoven-Jahres spielt Tobias Moretti den alten Komponisten fürs Fernsehen. Ein Gespräch über die Absichten der Kunst, Hausmusik – und die Bühne als Wohnzimmer



Urgewalt spielt Urgewalt: Moretti als Beethoven im ARD-Film. Foto Degeto

■ ZUR PERSON

Geboren am 11. Juli 1959 in Österreich.

Nach der Matura begann er ein Kompositionsstudium in Wien; 1981 wechselte er an die Otto-Falckenberg-Schauspielschule.

Spielte am Residenztheater in München, bei den Münchner Kammerspielen, dem Burgtheater in Wien und anderen Bühnen des deutschsprachigen Raums sowie in diversen Filmen. 2017 übernahm er bei den Salzburger Festspielen die Rolle des Jedermann.

Einem breiteren Publikum wurde er nach 1994 über die Fernsehserie „Kommissar Rex“ bekannt.

Für seine Rollen wurde er mehrfach ausgezeichnet.

Zusammen mit seiner Frau, der Musikerin Julia Moretti, bewirtschaftet er einen Biobauernhof in den Bergen Tirols. Sie haben drei Kinder.

Aktuell ist er im Bio-Pic „Louis van Beethoven“ zu sehen: 25. Dezember, 20.15 Uhr, in der ARD; seit 17. in der ARD-Mediathek.

Tobias Moretti betritt den Raum in einem edlen Hotel an der Außenalster, als habe er genug Energie, um welche herzuschicken. Er trägt buntgeringelte Wollsocken und Trekkingschuhe. Auf dem Tisch liegen Blätter: Er hat sich Informationen zu der ARD-Produktion „Louis van Beethoven“ ausgedruckt. Es ist März, von Corona weiß man da noch wenig und auch nichts davon, dass das Bio-Pic wegen eines Virus erst nach mehreren Verschiebungen zum Ende des Beethoven-Jahres ausgestrahlt werden wird. Moretti setzt eine Brille auf, ebenfalls rot, schiebt die Blätter zusammen, setzt die Brille wieder ab: Es kann losgehen.

Herr Moretti, was wäre schlimmer für Sie: taub zu sein oder blind?
Das habe ich mich schon öfter gefragt. Früher schon, als junger Mensch.

Wieso?

Ich weiß es nicht, vielleicht weil Musik für mich so ein existentieller Teil meiner Innenwelt und meines Lebens ist und auch nicht wegzudenken aus meiner Gefühlswelt, auch aus meinem dramatischen Verständnis. Und andererseits: Die Welt sehen hat mit der Neugier zu tun, die es mir ermöglicht, sie zu reflektieren.

Ich finde zu sehen viel oberflächlicher als zu hören.

Kommt es nicht drauf an, was und wie Sie sehen? Natürlich kann man sagen, der Blinde hört mehr, er hört in die Seele hinein. Aber trotzdem, zur Wahrnehmung unserer Existenz gehört beides; das ist ja vielleicht der große göttliche Funken, dass wir beides können.

In der Produktion „Louis van Beethoven“ spielen Sie jetzt den alten, schwerhörigen van Beethoven. Wie war es denn für Sie, taub zu sein?

Ganz am Anfang habe ich mir etwas ins Ohr gesteckt, weil es mich interessiert hat, wie es ist, wenn man nicht mitbekommt, was um einen herum vorgeht. Dann, während der Dreharbeiten, habe ich immer real gehört. Ich habe aber das Akustische abgeschaltet, mich abgeschottet. Das ist, als würde man einen glasigen Film über ein Bild legen. Das war wie in diesen Situationen, in denen man jemandem zuhört, aber im Kopf ganz woanders ist.

Sie spielen diverse Instrumente, Klavier, Kirchenorgel, Gitarre. Wie kam die Musik ursprünglich in Ihr Leben?

Weiß ich nicht, sie war schon immer da. Durch meine Mama wahrscheinlich. Mein Großvater war Komponist und Lehrer. Das Musizieren hatte einen hohen Stellenwert in unserer Familie und hat ihn heute noch.

Hören Sie mehr Musik, oder machen Sie mehr Musik?

Weiß ich nicht, das wechselt sich ab. Aber ich bin stolz und manchmal auch glücklich, dass wir Hausmusik machen.

Obwohl meine Frau eine großartige Musikerin – eine Oboistin – ist und auf internationalem Niveau musiziert, sperrt sie sich nicht, mit uns in der Familie zu musizieren. Das finde ich großartig; denn wenn ich mir vorstelle, dass ich daheim Haus-Theater machen müsste, würde ich durchdrehen.

Das läuft aber sicher nicht immer so harmonisch ab?

Mit den Kindern ist es manchmal anstrengend. Mit sieben oder acht sowie so, weil keiner üben will. Dann, wenn sie in der Pubertät sind, muss man schlaun wenn ich mir vorstelle, dass sie irgendetwas mal froh und stolz sein werden, wenn sie ihr Instrument so können, dass es ihnen Spaß macht. Ich habe den Kindern immer gesagt: An Aufhören braucht ihr gar nicht zu denken. Mein Bub hat vier- oder fünfmal versucht, sein Trompetenspiel zu lassen, obwohl er einen ganz eigenen wunderbaren Ausdruck und Ton gehabt hat im Spiel. Aber er war natürlich eine faule Socke. Heute ist er zwanzig, und wenn er in einer Ecke steht und für sich eine Jazz-Phrase spielt, denke ich mir: Meine Fresse, super! Und freu mich heimlich.

Sie haben ein Studium der Komposition angefangen, das Sie aber wieder abgebrochen haben. Wieso?

Ich habe es nicht abgebrochen, ich habe Tonsatz fertig studiert. Aber das Problem der Komponisten ist, dass sie mittlerweile Computertheoretiker geworden sind. Letztendlich war es für mich, als hätte ich gleich Mathematik oder Physik studieren können, denn die Empfindung, der unmittelbare Zugang war nicht mehr da. Das hat mir weh getan, weil ich als Musiker groß geworden bin und weil jede Musik, auch die komplexeste, aus einer musisch-musikantischen Intention kommt. Wenn sie das nicht mehr tut, dann hat man irgendwie den Zenit überschritten. Musik ist dann etwas Abstraktes, nur ein Konstrukt.

Sie sind stattdessen Schauspieler geworden, im Theater, im Film und im Fernsehen. Warum?

Wie, warum? Theaterspielen ist für mich essentiell, nur vom Film oder Fernsehen abhängig zu sein, kann ich mir nicht vorstellen. Ich bin in der glücklichen Lage, dass ich mir meine Rollen aussuchen kann, dafür bin ich auch sehr dankbar. Beim Theater sind meine Wurzeln; wenn ich davon abgeschnitten werde, verdorre ich künstlerisch.

Sie fühlen sich im Theater weniger abhängig? Wieso?

Im Theater ist der Arbeit ein anderer autonomer Bogen zu eigen. Film ist für den Schauspieler immer Stückwerk und in einer gewissen Abhängigkeit. Das kann eine wunderbare Symbiose ergeben, muss aber nicht. Wenn Sie im Theater zweieinhalb Monate an einem Stück, einer Figur arbeiten, kriechen Sie der Figur bis in die letzte Falte.

„Ich weiß ja nicht, ob ‚Spaß‘ die richtige Kategorie ist für meinen Beruf.“: Moretti im März in Hamburg. Foto Lucas Wahl

Würden Sie dann sagen, dass Ihnen das Theater mehr Spaß macht?

Spaß! Ich weiß ja nicht, ob Spaß die richtige Kategorie ist für meinen Beruf.

Was ist dann die richtige Kategorie in Ihrem Beruf?

Das ist schwer auf einen Begriff zu bringen. „Herausforderung“, das trifft es nicht ganz. „Angestochen-Sein“ vielleicht, von einem aufregenden Charakter oder davon, was eine Ausnahmesituation aus einem Menschen macht. Das herauszuschälen macht schon Freude.

Ist Theater dann das, was Ihnen mehr entspricht?

Es ist derselbe Beruf mit anderen Mitteln.

Mich fasziniert am Theater, wie einzelne Schauspieler die Bühne so ausfüllen, dass sie darauf nicht verloren wirken – wie Ihnen das bei den Salzburger Festspielen gelang, wo Sie den 100-jährigen Jedermann spielten.

Ja, das ist ein komisches Phänomen. Als ich das gespielt habe, habe ich mir auch gedacht: Um Gottes willen, wie soll man denn da spielen, ohne sofort ins Deklamatorische, ins Gedröhne zu gehen? Wie soll man denn intime Vorgänge darstellen? Aber das geht! Komischerweise ist der Domplatz ein intimer Raum. Ein bissl habe ich ihn mir auch dazu gemacht, weil ich in meiner Vorstellung die Situation so verändert habe, dass der Jedermann den ganzen Dom und den ganzen Platz gekauft hat. Und ich sage mir: Das ist meins, also sozusagen mein Wohnzimmer.

Da muss man schon ein großes Selbstbewusstsein mitbringen.

Für mich ist eine gute Probenbasis wichtig, denn das Selbstbewusstsein ist eine Variable, das kann blitzschnell von einem Extrem ins andere springen – beim Schauspieler in Potenz. Das Selbstbewusstsein sagt auch nichts über das schauspielerische Können aus: Es gibt Unbegabte, die haben ein wahnsinniges Selbstbewusstsein. Und dann gibt es unfassbar großartige Schauspieler, die ganz zartbesaitete Wesen sind, und du fragst dich: Wie macht der das?

Was glauben Sie, was Sie sind?

Bei mir wirbelt alles ein bisschen durcheinander, da gibt es eine sensible Seite, eine unsichere und dann eine archaisch-offensive, die wie ein Überlebenstrieb mich selbst vor mir herschiebt.

Ihr Leben scheint voller Extreme zu sein: Sie pendeln zwischen Stadt und Land, Bauernhof und Bühne. In Interviews haben Sie gesagt, es gehe Ihnen damit gut. Wie kommt das?

Im Prinzip geht es mir gut damit, ich kann und will mir auch kein anderes Leben vorstellen, aber natürlich merke ich mit der Zeit, dass mir dieser Spagat nicht mehr so leichtfällt. Wenn man nach Vorstellungen oder einer Filmarbeit heimkommt und irgendetwas nicht funktioniert, mit den Kindern etwas ist, dann merke ich, dass ich müder bin als früher. Ich habe dann das Bedürfnis nach längeren Übergängen, nach Atempausen zwischen der einen und der anderen Welt.

Der alte Beethoven, den Sie spielen, schaut auf sein Leben zurück und ist unzufrieden. Geht es Ihnen ähnlich, bei manchen Entscheidungen? Zufriedenheit, ich weiß nicht ...

Sie stören sich an dem Begriff?

Ja, der Begriff der Zufriedenheit ... Er hat etwas von Mit-sich-im-Reinen-Sein, in einer auf sich selbst bezogenen Wahrnehmung. Dagegen ist der Gegenpol etwas Tolles, ein Getriebensein für eine Sache. Dieser Drang befriedigt mich mehr als die Zufriedenheit selbst.

Also nichts mit Zufriedenheit?

Ich bin ein lustvoll Getriebener. Das Schlimmste für mich wäre eine Stagnation im Inneren, wenn ich mich selbst verraten würde. Wenn ich bequem werde oder so.

Wenn Sie also zufrieden sind, anstatt neugierig zu bleiben?

Ja, vielleicht. Ich bin mir dessen äußerst bewusst, in welchem Privileg ich mein Leben bisher habe gestalten können. Mein Leben war immer von einem Spiel geprägt und manchmal von einem Zusammenspiel aus Glück und Wut und Neugier und Schmerz und Freude und Unabhängigkeit, bisher bewahrt vor schlimmen Schicksalsschlägen und gesegnet mit immer neuen Herausforderungen. Ich darf neugierig sein, solange mir der liebe Gott nicht einen Schraubenschlüssel auf den Schädel knallt.

Die Fragen stellte Sophie Rebmann.